

Marburger Zeitung.

Nr. 130.

Mittwoch, 31. Oktober 1866.

v. Jahrgang

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr.; für Zustellung ins Haus monatlich 10 kr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gespaltene Garmondzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 kr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 kr. Inseraten-Stampelgebühr kommen.

Abonnements-Einladung.

Bei Beginn des neuen Monats machen wir die freundliche Einladung zur Pränumeration.

Pränumerations-Preis.

Für Marburg monatlich 50 kr.,
mit Zustellung ins Haus 60 kr.,

mit Postversendung vierteljährig 2 fl., halbjährig 4 fl., ganzjährig 8 fl.

Die Administration
der „Marburger Zeitung.“

Zur Geschichte des Tages.

Wenn der nächste steiermärkische Landtag auch voraussichtlich von kurzer Dauer sein dürfte, so fehlt es doch nicht an wichtigen Berathungs-Gegenständen, welche, wenn sie nur halbwegs gründlich erledigt werden sollen, in der eng bemessenen Zeit unmöglich alle bewältigt werden können. Da sind einmal die Maßregeln zur Hebung des auf dem Lande so fühlbar lastenden Vagabundenthums, mithin Gesetzesvorschläge dagegen, sowie Erörterung über eine Zwangsarbeitsanstalt, ferner Trennung der Sträflinge von den Zwänglingen. Ebenso dringlicher Natur ist endlich die Vorlage eines Bewässerungsgesetzes, eine Norm für die Erhaltung nichtararischer Straßen, die Regelung des Einflusses der Landschaft bei dem Grundentlastungs-Geschäfte. Dazu kommen noch Vorschläge über die Reform des Joaneums, soweit es Landesmuseum ist, die Reform der Grazer Realschule und die Frage der Errichtung solcher auf dem Lande,

die Reform der Fußbeschlages-Lehranstalt, die Errichtung einer Wein- und Ackerbauschule, der Bau des neuen Irrenhauses, die Entsumpfung des Pöblichthales und Regelung des Sannflusses.

Ueber den Ministerwechsel schreibt die „Wiener Korrespondenz“: „Man versichert, daß die Ernennung des Freiherrn v. Beust bereits vollzogen sei und die Publikation derselben in den nächsten 48 Stunden bevorstehe. Alles Weitere ist noch in tiefes Dunkel gehüllt. Daß in Prag das politische System des Ministeriums Belcredi in seiner Gesamtheit zur Erwägung und Beschlußfassung vorliegt, erscheint unzweifelhaft, und aus dieser Beschlußfassung kann nach den Anschauungen bewährter Kreise nur eine neue feierliche Sanktion mit dem Verbleiben des Grafen Belcredi oder eine Verwerfung desselben mit dem Ausscheiden des Staatsministers, dem allein noch übrig gebliebenen Träger des Systems, hervorgehen. Herr von Beust mit dem Grafen Belcredi zusammen würde das System nicht, vielleicht unter gewissen durch die Konvention gebotenen leichten Modifikationen, nur fortsetzen, sondern befristet und gekräftigt ganz formell neu inaugurieren.“

Die Einberufungsschreiben für den ungarischen Landtag sollen erst am 15. November versandt werden: der Landtag kann demnach erst im Dezember zusammentreten. Vielleicht ist es gut, daß der Landtag erst später zusammentritt. „Vielleicht kann bis dahin etwas geschehen, was den Dingen eine bessere Wendung gibt.“ So spinnt der Patriot, dessen Vertrauen erschüttert ist, seine Hoffnungsfäden. Vielleicht kann sich die Regierung bis dahin die Folgen ihres Vorgehens berechnen, der Größe ihrer Verantwortung bewusst werden. Vielleicht sieht man leitenden Orts bis dahin ein, daß nur die Begeisterung und der Wohlstand der Völker die unerschöpfliche und untrüglige Quelle für die Stärke, die Macht und die Sicherheit des Reiches ist. Vielleicht sieht man bis dahin ein, daß die Völker Oesterreichs an Wohlstand nicht zunehmen, daß der gegenwärtige Zustand nicht den Wünschen und Forderungen dieser Völker entspricht. Vielleicht wird man bis dahin auch zur Erkenntniß jener Mittel gelangen, die geeignet sind, den Wohlstand der Völker zu

Die Näherin.

Von H. Beta.

„Sie haben wohl diesen Brief verloren, mein Herr!“

Diese wenigen Worte wurden mit einer so süßen, klaren Stimme gesprochen und dabei schlug sie ihre Augen so bescheiden und vornehm auf und nieder und sah so kindlich, frisch, reizend, einfach und grazios aus, daß der angeredete Herr ganz gegen englische Manier den Hut zog und ganz gegen englische Manier sich höflich verbeugte und ganz gegen englische Manier mit Herzlichkeit dankte und von der großen Güte sprach, mit der sie den Brief aufgehoben und ihm überreicht hatte. „Meinen herrlichsten, meinen verbindlichsten Dank! Mein — meine — meinen —“

„Gute Nacht, Sir!“ unterbrach sie ihn und entfernte sich mit ihrem leichten, graziosen Schritt und mit einem so kleinen Fuße, wie man ihn gewiß selten unter den Engländerinnen findet.

Der Herr starrte ihr eine zeitlang nach und rief endlich halb philosophisch, halb gefühlvoll aus: „Poß Wetter, was gibts doch für Schönheit in der Welt! Ich wollte, mein Vater hätte gerade diese gewählt. Aber so glücklich bin ich nicht. Ich bin reich, muß also auch eine reiche haben und mich in den Banden „guter Gesellschaft“ von Andern verheirathen lassen wie ein Prinz. Ich besinne mich kaum auf diese Miß Clifford, mit der ich als Kind gespielt haben soll. Nun komme ich nach 15 Jahren, die ich in London, auf dem Kontinente und in Indien zugebracht habe, zurück, drei- und vierfach verlobt und verbunden mit dieser Miß Clifford. Mein Vater will es, ihre Tante will es, mein Onkel will es, ihr Vater hat's gewollt und sich auf dem Todtenbette versprechen lassen, daß wir uns verheirathen sollen. Tausend Pfund zur Hochzeit bestimmt, 10,000 Pfund sofortige Mitgift, nach dem Tode der Tante noch 10,000. Und wie viel soll mein Vermögen betragen?“ Er schlug in dem Briefe, wie in einem Legikon nach: „Zwei Güter, 17,000 Pfund in der Bank, wahrscheinlicher Haupterbe des Onkels — das wird hinreichen, um sich in's Parlament hineinkaufeu zu können, meint mein guter Vater. Aber wenn ich mich nur nicht einmal umsonst unter diesen Baumwollen- und Stammbaum-Lords sehen möchte? Ich habe mehr von der Welt gesehen als Odysseus, der keinen einzigen Engländer hat kennen lernen. Ich kenne sie. In Indien, in Amerika, in England, überall dasselbe läche, trockne, herzlose Girren und Geizen nach Geld, um sich in spätern

Jahren freiwillig von den Banden der „guten Gesellschaft“ einschüren zu lassen. Ich werde jedenfalls mein Geld und mein Herz möglichst dazu benutzen, um frei zu bleiben. Gebe Gott, daß Miß Clifford einige Aehnlichkeit mit diesem Mädchen hat, das mir diese väterliche Heirathsepistel so reizend, so bedeutungsvoll wiedergab. Wenn ich nicht sehr irre, war ihr Kleid reine Baumwolle. Miß Clifford trug beim Thee ein grünes Sammetkleid und eine Kette mit Diamantschloß, das ihr der Onkel für 150 Guineen zum Geburtstag geschenkt. So schreibt mir der brave Vater, um mich von vorn herein verliebt zu machen. Sammet und Diamant, nehmt euch vor der Baumwolle in Acht! Doch es gilt. Ich will ihr gleich meine Aufwartung machen und zwar just in diesen Reijeskleidern und unrasirt, damit ich möglichst geringe Aehnlichkeit mit jenen ersten Liebhabern zeige, die wie Modenkupfer aussehen und immer sehr lächerliche Rollen spielen, da sie von Herzen und Glückseligkeit und süßen Hoffnungen sprechen und dabei an das Geld denken, womit sie sich in die gute Gesellschaft hineinkaufeu wollen. Ich will auftreten wie ein Barbar mit diesen schwarzen Handschuhen und diesem baumwollenen Regenschirm und mit diesem kontinentalen Schnurrbart und wie ein deutscher Student, und außerdem Gott bitten, daß Miß Clifford inzwischen etwas buckelig geworden sei.“

Mit diesem unlogischen Wunsche schloß unser Herr seine gemurmelte Unterhaltung mit sich selbst und ging festen Schrittes auf das prächtige Haus zu, in welchem Miß Clifford mit ihrer Tante wohnte. Er klingelte. Nach einiger Zeit öffnete ein feister, junger Mensch mit schneeweißen Haaren (geputzt) die Thür und musterte ihn sehr langsam von den schmutzigen Stiefeln an bis allmählig herauf zu dem Schnurrbarte.

„Von welchem Herrn kommen Sie?“ frug der junge Weiskopf schnöde.

„Ich bin selbst der Herr!“

„Sie zogen die Bedientenglocke.“

„Melden Sie mich der Madame Powell. Ist Miß Clifford zu Hause?“

„Ihre Karte, Herr!“

„Ich liebe das Kartenspiel nicht. Doch hier ist etwas Geschriebenes.“ Er gab ihm das Brief-Couvert. Der Diener las: „Edward Curtis, Esq.“ und war plötzlich lauter Verbeugung und Unterwürfigkeit. Wie ein Sklave öffnete er ihm die Thür zum Besuchzimmer und sprang die Treppe hinauf.

Die Empfangsfeierlichkeiten zu beschreiben, wäre sehr langweilig, da

steigern, und durch die Erfüllung ihrer Bestrebungen Zufriedenheit und Opferfähigkeit hervorzurufen. Vielleicht wird man sich bis dahin auch davon überzeugen, daß ohne die Befriedigung Ungarns die Zukunft des Reiches nicht gesichert ist.

Die halbamtlichen Blätter läugnen einstimmig, daß der Absagebrief der Partei Deak auf die Regierung einen so großen Eindruck hervorgebracht, daß — wie einige unabhängige Blätter wissen wollten — in der ungarischen Hofkanzlei Bestürzung keine Folge gewesen. Und doch malt sich in dem Gebahren der einzelnen Regierungsblätter nur zu deutlich der peinliche Schrecken, den ihnen Kemény's Anklageschrift bereitet; sie wissen nicht recht, wie darauf zu antworten sei, und während das Wiener Kreuzerblatt seinem Publikum glauben machen will, die Sache sei weiter nichts denn ein Parteimänöver, ein Schreckschuß, versichern die ungarischen Halbamtlichen theils in beweglichen Klageworten, theils mit den BajazzoSprüngen einer verzweifelten Satyre, daß die Regierung ungeschuldig sei an den hereinbrechenden Verwicklungen. Die Deak-Partei sei plötzlich und ohne jedwede Veranlassung unversöhnlich, rabiat geworden, die wohlwollenden Intentionen der Regierung wären sich gleich geblieben. — Wahr, sehr wahr! Nur schade, daß dies halbstarrige Ungarn es endlich satt geworden, sich mit „wohlwollenden Intentionen“ zu begnügen, daß es endlich einmal auch Thaten sehen will.

Die Nordd. Allg. Zeitung behandelt die Ernennung des Freiherrn von Beust zum österreichischen Minister des Aeußeren noch als Gerücht, macht jedoch hiebei die Bemerkung: „Jedenfalls haben die vor Kurzem vorgenommenen Besuche des Herrn von Beust an den süddeutschen Höfen irgend einen Zweck gehabt, und dieser Zweck dürfte sich enthüllen, wenn dem Helden der Londoner Konferenz erst das Staatsrudel in die Hände gelegt sein würde. Kann Herr von Beust Wunder wirken, dann mag er in Gottes Namen auswärtiger Minister Oesterreichs werden; da er aber diese Fähigkeit im Dienste seines frühern Herrn nicht bewiesen hat, so würde er außerordentlich im Interesse Oesterreichs handeln, wenn er für seine Thätigkeit ein anderes Feld aufzusuchen beliebte.“ Die „Breslauer Zeitung“ fügt dem Gerüchte, daß Herr von Beust als Minister ohne Portefeuille in das österreichische Kabinet eintreten werde, die Bemerkung bei: „Nun, wenn Herr von Beust Oesterreich so schätzenswerthe Dienste leistet, wie er Sachsen geleistet hat, so kann Preußen sehr zufrieden sein.“

Der Friedensschluß mit Sachsen versteht die preussische Regierung nunmehr in die Lage, den norddeutschen Bund zu reorganisiren. Zunächst erfolgt wohl die militärische Organisation, und es verlautet darüber, daß die Kontingente der Staaten des norddeutschen Bundes sich brigaden- und regimentarweise in die drei preussischerseits zu errichtenden neuen Armeekorps mit eingetheilt befinden werden, die sächsischen Truppen dagegen wahrscheinlich bestimmt sind, für sich gesondert, oder möglicherweise auch unter Zutheilung preussischer Truppen, noch ein viertes neues Armeekorps zu bilden. Die gesammte von den Staaten des norddeutschen Bundes aufgestellte unmittelbar aktive Militärmacht würde sich demnach, das preussische Gardekorps einbegriffen, in dreizehn Armeekorps gliedern. — An neuen Festungen und festen Plätzen sind Preußen nunmehr zugewachsen: die beiden früheren Bundesfestungen Mainz und Luxemburg, der Königstein, Dresden, für welches die Erhebung zu einem großen Waffenplatz als feststehend bezeichnet wird, Stade und die Düppelstellung mit Alsen. Projektirt ist bekanntlich schon zum Schutze des neuen preussischen Kriegshafens von Kiel eine großartige Befestigung dieses

Hafens und der Eiderlinie mit Rendsburg. Außerdem aber soll, wie man hört, zur Sicherung der Vertheidigungs-Linie gegen Süden eine Hauptfestung im südlichen Hessen (Fulda?) und außerdem noch die Befestigung von Görlitz ins Auge gefaßt worden sein. Dergleichen werden auch die Weser-, Elbe- und Emsmündungen durch starke Werke gesichert werden. Nicht minder liegt auch die schleunige Ausführung eines großartigen militärischen Eisenbahnnetzes im Plane. Die neue Organisation soll bis Jänner 1867 beendet sein.

Regierungspolitik und Volksgefühl begehren in Italien die Befreiung vom französischen Einfluß als nächstes Ziel: die fünfundsiebenzig Millionen Italiener beginnen sich als Großmacht zu fühlen, und schwer dürfte einst Frankreich die Schuld des Karbonarismus seines Kaisers büßen. Der Nebenbuhler Frankreichs als See- und Handelsmacht am Mittelmeer und im Orient ist zwar noch nicht fertig, aber er schießt sich an, schnell groß und des Kapzaums ledig zu werden, den er seit Solferino trug. Die zweite Strömung ist die demokratische, welche ganz gegenösterreichisch ist und fortwährend agitirt. Für die Leiter dieser Richtung bleibt Preußen ein Bedürfnis, ein großes freies Deutschland eine Nothwendigkeit, das Selbstverderben Oesterreichs durch starres Festhalten an seiner jetzigen Politik der heißeste Wunsch, als der Weg zur Befriedigung des nationalen Strebens nach Vergrößerung, zur Auferstehung der dritten Roma. Die Florentiner Kabinetpolitik wird die Strömungen nach Gelegenheit ausbeuten und in Zukunft Wien, Paris und Berlin in nicht geringe Verlegenheit setzen. Daß aber ein belebender Athem, ein frischer Hauch, ein großer innerer Drang nach Fortschritten durch ganz Italien weht, dessen Hauptrichtung die ist, das Volk zu bilden, um der Herrschaft der römischen Kirche los zu werden, vermag Jeder zu sehen, der Italien seit 1859 beobachtet. Hätte Oesterreich 1830 seine Politik geändert, wäre es ghibellinisch geblieben, statt der Diener des Papstes zu werden, es stünde heute an der Spitze eines italienischen Bundesstaates — ohne aus Deutschland gestoßen worden zu sein. Doch welche Rehrseite bietet die Gegenwart!

Nach einer Abwesenheit von mehreren Monaten ist Merode wieder in Rom eingetroffen: man wundert sich, daß er auf der Heimreise einen Weg eingeschlagen, welcher ihn durch die Provinzen des Königreichs führte, daß er drei Tage in Florenz verweilte und daß er, der Großalmosenier des Papstes, eine Unterredung mit dem Ministerpräsidenten Ricasoli hatte. Ueber das letzte wundert man sich am meisten, und doch ist das leicht zu erklären; denn Napoleon III. hat vielleicht nicht in Italien zwei Männer, die solche Feindschaft gegen ihn hegten, wie Ricasoli und Merode. Man wird sich erinnern, daß Merode schon mit Begezzi anzuknüpfen versuchte, daß sein Ziel schon längst eine Verständigung mit Italien, aber — ohne Napoleon war. Die Verhandlungen mit dem Florentiner Kabinet wegen der Uebernahme der päpstlichen Schuld auf das große Buch von Italien sollen jetzt sehr glatt gehen. Der italienische Kommissarius Mankardi, der im Sommer auf der Insel Sardinien war, ist nach Rom zurückgekehrt, und Graf Sartiges hat dem Papst noch vor seiner Abreise versichert, daß vom 1. Jänner 1867 an die päpstliche Kammer von dem Königreiche Italien jährlich 27 Millionen Franken empfangen werde. Mag man nun Forderungen und Formeln gebrauchen, welche man wolle, die Annahme dieser Summe wäre doch die päpstliche Verzichtleistung auf die Romagna, die Marken und Umbrien. — Man redet viel von einem politischen Verbrecher, den die päpstliche Regierung nach 15jähriger Gefangenschaft aus dem Kerker entließ und zur Verbannung verurtheilte; der-

eine Menge Fragen und Antworten rasch durcheinander fahren und in ihrer Schnelligkeit zehnmal rascher vorübergehen, als vor dem Auge des geübtesten Lesers. Nur so viel, daß Leute unserm Mr. Cusis schon am folgenden Tage in den Armen des Barbiers, unter dem Nase des Schneiders und Schuhmachers und in einem Eau de Cologne-Baden gesehen haben wollen. Außerdem steht altenfest, daß sein Vater am zweiten Tage nach seiner Ankunft bei Mrs. Powell schon folgenden Brief bekam:

„Mein theurer Vater!

Ich benutze den ersten Augenblick, den ich der bezaubernden Emilie Clifford abstehlen konnte, um Ihnen zu schreiben. Sie haben nicht zu viel zu ihrem Lobe gesagt. Sie ist so hinreichend schön, so fein in Benehmen und Manieren, so grazios — kurz, lieber Vater, wozu noch Worte machen? In einigen Tagen werde ich ihr Herz und Hand bieten und auf diese Weise mein und aller unserer Verwandten Glück, die diese Verbindung alle so sehr zu wünschen scheinen, begründen, falls sie mich ihrer werth hält, was ich nicht mehr bezweifle, seitdem sie mir mit der reizendsten Liebeshörigkeit erlaubt hat, auch ferner meinen Schnurrbart zu tragen. Im Gegentheil, sagte sie, Du müßtest einen Schnurrbart wachsen lassen, wenn Du ihn nicht schon hättest. Prinz Albert und in Folge davon viele junge Aristokratie trägt Schnurrbärte. Uebermorgen gibt Mad. Powell große Gesellschaft. Alles meinethwegen. Ihre Tante sagt, ich würde sehen, daß sie unter den ausgefuchtesten Schönheiten der Stadt noch die schönste bleiben werde. So schön, so gut, so reich! Wie soll ich Ihnen danken für Ihre gute Wahl, lieber Vater! Durch mein ewiges Bestreben, ein braver Ehemann und Mensch werden. Weiter kann man's bei so vielem Gelde und Glücke wohl kaum bringen. Nachstens mehr. In herzlichster Liebe
Edward.“

Edward hatte den Brief selbst zur Post getragen. Auf dem Rückwege fielen seine Augen zufällig auf einen Mädchenkopf innerhalb eines Fensters, der, emsig über weibliche Arbeit gebückt, nur etwas vom Profil sehen ließ; doch besann sich Edward schnell genug auf das reizende Gesicht, das ihm bei Ueberreichung seines verlorenen Briefes so schnell und tief in die Seele gestiegen war. Er blieb geradezu vor dem Fenster stehen und sah mit vollem Gesichte hinein, ohne daran zu denken, daß eine solche Situation sehr auffallend sein mußte, zumal in einer so kleinen Stadt. Bald sah sie auf und ihn, erröthete, schien erstaunt und bückte sich noch tiefer, um weiter zu arbeiten. Er verbeugte sich verlegen und ging schneller, als es bei einem unabhängigen Gentleman Mode ist, davon.

Einige wollen behaupten, er sei an demselben Tage noch einige Male an dem Hause vorübergegangen, was vielen ehrbaren Familien in der Nachbarschaft sehr aufgefallen sei. Gewiß ist, daß an demselben Abende schon eine merkwürdige Geschichte zum Stadtgespräch ward. Nicht weit vom Hause redet Mr. Cusis ein kleines Mädchen an und fragt, wer dort in dem kleinen Hause mit den schmalen Fenstern wohne. Das Kind zeigt mit den Fingern und fragt, ob er dies oder das oder jenes meine, was Mr. Cusis verleitet, mit dem Finger auf das richtige hinzuweisen. Nun erzählt das Kind: Ja so, das ist Mrs. Brandon und Miß Brandon, die mir mein neues Kleid gemacht haben, und ihr Kanarienvogel ist so zahm, daß er Miß Brandon aus der Hand isst und sie küßt und immer fortfliegt, wenn er „etwas machen will.“ (Man bedenke, daß es ein ganz hübsches Kind mit der arglosesten Miene sagt.) Vom verstorbenen Mr. Brandon weiß sie nichts, ist aber so gefällig, ihre erwachsene Schwester herbeizurufen und in ihrem Eifer zu sagen: Der Herr wünscht zu wissen, was Mr. Brandon gewesen ist.

„Ein Doktor ist er gewesen.“ erzählt die Schwester „Doktor in den ersten Häusern und eingeladen gewesen zu den ersten Gesellschaften, hernach aber sehr lange selber krank gewesen und keine Praxis mehr und arm geworden und vergessen und endlich todt. Mrs. und Miß Brandon müssen sich nun ihr Brod durch Nähen und Schneidern sehr sauer verdienen, aber sie thun immer noch sehr vornehm und geben sich mit keinem Menschen ab, aber Miß Brandon ist sehr liebenswürdig und hat zu einem alten reichen Herrn, der sie mit nach London nehmen wollte und für Alles sorgen, geradezu Nein gesagt.“

Dabei sahen alle Drei grade auf das Haus und speziell auf das Fenster, an welchem Miß Brandon saß. Mr. Cusis bekam einen Schreck, dankte hastig und lief davon, als wär' er ein verfolgter Dieb. Nun erzählten und fragten die beiden Mädchen nach dem fremden Herrn — und bald war es in der ganzen Straße bekannt, wer der Herr sei und was er gefragt und gesagt habe. — Miß Clifford gehörte zu den reichsten Erbinnen der Stadt und war die Perle der höchsten Gesellschaft. Der Herr, der sich nach der Schneidermamsel erkundigt, ist ein weitläufiger Verwandter und ihr „Zukunftiger.“ Das weiß die ganze Stadt. Noch viel mehr wissen die zahlreichen alten Jungfern, die in den Gesellschaften, Kirchen, Schulen, Missionsgesellschaften und selbst in der Politik eine wahre Landplage Englands bilden.

(Fortsetzung folgt.)

selbe wurde im Augenblicke seiner Abreise auf französischem Befehl verhaftet, weil man entdeckt hatte, daß er nach Frankreich gehen und Napoleon ermorden wolle.

Nach einem Beschlusse des französischen Senates vom 17. Juli 1856, betreffend die Regentschaft, ist der Thronfolger bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahre minderjährig. Der Kaiser kann vor seinem Tode durch einen öffentlichen Akt die Regentschaft ernennen; er kann aber auch den Regenten und die Mitglieder des Regentenschaftsraths durch einen geheimen Akt, welcher beim Senate hinterlegt und erst nach seinem Tode entseigt wird, bestimmen. Endlich ist, wenn weder öffentlich noch durch eine geheime Verfügung des Kaisers irgend eine Anordnung getroffen wurde, die Kaiserin von rechtswegen Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes. Napoleon III. hat in Anwendung der Machtvollkommenheit, die er sich vorbehalten, am 1. Februar 1858 die Kaiserin Eugenie als Regentin, „um die Funktionen für den Fall einer Thronbesteigung des minderjährigen Kaisers auszuüben“, ernannt. Neuerdings wieder scheint der Kaiser während seiner großen Reise in Algier beabsichtigt zu haben, die Kaiserin in die Rolle einzulassen, welche sie später zu spielen berufen sein könnte, indem er ihr vor seiner Abreise die Machtvollkommenheit einer wirklichen Regentschaft übertrug. Wenn nun nicht Napoleon III. durch irgend einen geheimen Akt etwas an seinen früheren Verfügungen abgeändert hat, so ist es die Kaiserin, die zur Regentschaft berufen sein wird. Ist aber nach dem Tode Napoleons die Regierung einer Frau, einer fremden überhaupt, noch möglich in einem Lande, dessen Geschichte in blutigen Zügen von den Stürmen, den Wirrnissen und Kämpfen erzählt, welche seit der Regentschaft der Königin Blanka, der Mutter des heiligen Ludwig, jede Regentschaft in Frankreich als ein Wahrzeichen des Unheils erscheinen lassen? Ist die natürliche, regelrechte Vererbung der Kaiserkrone auf das Haupt eines Kindes noch möglich in einem Lande, dessen Volk seit weniger als einem Jahrhundert das Königthum von Gottes Gnaden vor Gericht geschleppt und zum Tode verurtheilt, welches den Gewaltmißbrauch, die Pinfälligkeit und den Untergang des ersten Kaiserreichs gesehen, welches der Reihenfolge nach zwei Könige verjagt, die Republik proklamirt und dann in einem Augenblicke nur der Erschlaffung der Gründung eines neuen Kaiserreichs beigegeben hat, in welchem es beinahe den lebendigen Ausdruck seiner eingeholten Willensmeinung zu erblicken glaubte? Mit Einem Wort, kann die Erblichkeit des Thrones als ein Recht angesehen werden in einem Lande, in dem das öffentliche Stimmrecht Alles ist?

Großes Aufsehen erregt in diesem Augenblicke eine Schrift: „Ueber die militärische Reorganisation Belgiens“, welche den Oberstlieutenant Brialmont vom Geniekorps zum Verfasser hat und aufs dringendste die Bervollständigung des Antwerpener befestigten Lagers und dessen Ausdehnung zu einem vollständigen Festungsviereck in der Art desjenigen von Verona, befürwortet. Besagte Schrift stützt die Nothwendigkeit dieser Maßregeln und anderer betreffs der in der Armee einzuführenden Reformen auf den Umstand, daß Belgien mehr als andere Kleinstaaten durch die neuen völkerrechtlichen Grundzüge bedroht sei, welche in dem für die Klein- und Mittelstaaten so verhängnißvollen Satz des Lavalette'schen Rundschreibens und in dem Bericht der zweiten preussischen Kammerkommission über das Einverleibungsgesetz ihren Ausdruck gefunden, wo es heißt: „Nur solche Staaten hätten ein Anrecht auf Unabhängigkeit, welche sie thatkräftig zu vertheidigen wüßten.“ Brialmont, der das Vertrauen des Königs im hohen Grade besitzt, tadelt in den bittersten Worten die halbamtliche belgische Presse, welche Belgien in eine trügerische Sicherheit wiege, und er fordert ein neues Geldopfer von 39,000,000 Franken, um die Vertheidigung Belgiens zu sichern. Die Reorganisationsfrage der Armee, sowie die der Landesvertheidigung werden mithin der nächsten Versammlung der Kammern ein bedeutendes Interesse verleihen. Es wird schwer werden, abermals so viele Millionen zu erhalten.

Die Kandioten haben neue Siege über die türkische Armee erfochten, welche auf ihrem Rückzuge nach der Seestadt Kanea alle Dörfer in Brand steckte. Den letzten Nachrichten aus Syra zufolge hat der Kampf Mustapha Pascha's gegen die auf den Höhen von Apokoronos verschanzten Griechen mit einer vollständigen Niederlage der Türken geendet; die Bedeckung eines türkischen Proviantzuges wurde in die Flucht geschlagen und eine egyptische Abtheilung von 150 Mann bei Sphakia in einem Engpasse niedergemacht. Ein Aufruf des revolutionären Komite's erklärt alle im Auslande befindlichen Kandioten, welche nicht heimkehren, um sich dem Aufstande anzuschließen, für ehrlos. — Die Nachrichten aus Epirus, Albanien und Mazedonien lauten fortwährend bedenklich.

Ausschließung der Staatsbeamten von der Volksvertretung.

Marburg, 30. Oktober.

Die Verfassung erlaubt, Staatsbeamte zu Volksvertretern zu wählen: die Wähler haben aus Mangel an politischer Bildung von dieser Befugniß Gebrauch gemacht. Die Wissenschaft vom Staate ist eine Wissenschaft der Erfahrung: die Maßregelung jener Beamten, die als Abgeordnete gegen die Regierung gesprochen und gestimmt — die Zurücklegung der Vollmacht von Seite Jener, welche die Magnade ihrer Vorgesetzten befürchtet — die Parteinahme der Gebliebenen für die Regierung überzeugen uns, daß die Verfassung in Bezug auf diese Frage einer gründlichen Aenderung bedarf.

Durch eigenen Schaden belehrt, werden jene Wähler, die jetzt in vielen Wahlkreisen berufen sind, Abgeordnete zu küren, keinem Staatsbeamten mehr ihre Stimme geben: tritt aber die Verfassung wieder in Kraft und kommt es zur nothgedrungenen Verbesserung, dann werden wir auf gesetzlichem und verfassungsmäßigem Wege die Ausschließung der Staatsbeamten von der Wählbarkeit erstreben.

Wird ein Staatsbeamter zum Abgeordneten erwählt, so leiden die Amtsgeschäfte, mag die Abwesenheit von kurzer oder langer Dauer sein — mögen die Geschäfte bis zu seiner Rückkehr verschoben oder von

einem Stellvertreter besorgt werden, der einiger Zeit bedarf, bis er sich eingeübt.

Niemand kann zweien Herrn dienen: Regierung und Volk sind in Oesterreich nicht eins und werden es noch lange nicht sein. Unsere Staatsbeamten müssen der Regierung unbedingt gehorchen: die Regierung hat das Geschick derselben in ihrer Hand — weder Verfassung, noch Gesetze hindern sie daran. Lächerlich ist es, der Regierung eine solche Macht einzuräumen und ihr hintendrein zu grollen, wenn sie auf den Gebrauch, nicht verzichtet.

Ein Staatsbürger, der als Beamter der Regierung Treue gelobt, als Vertreter des Volkes aber die Regierung bekämpft, offenbart einen Widerspruch, den wir schon aus Gründen politischer Sittlichkeit nicht dulden sollen. Der Beamte muß in einer solchen Lage sich entscheiden, entweder Hammer oder Ambos zu sein — fehlt ihm der Muth, so ist die Regierung vollkommen im Rechte, wenn sie im natürlichen Interesse der Selbsterhaltung den Unschlüssigen zwingt.

Käme an die Stelle der jetzigen Regierung eine demokratische und hätte diese Regierung die gleiche Befugniß, Beamte abzusetzen, die als Volksvertreter ihre politischen Gegner sind — die demokratische Regierung würde z. B. den Ober-Staatsanwalt Hasselwanter in Tirol ebenso von seiner Stelle entfernen, wie die jetzige Regierung den Ober-Staatsanwalt Waser des Amtes enthoben. Das ist Parteisache und dieser gemäß wird Jeder handeln, der seine Parteilichkeit kennt. Lernen die Bürger von der Regierung, so werden sie nur solche Abgeordnete wählen, die, unabhängig von früher übernommenen Pflichten, mit ungetheiltem Bewußtsein auf Seiten des Volkes stehen.

Ein Grundgesetz des verfassungsmäßigen Staatsrechtes ist die Trennung der Gewalten, die sich bei folgerichtiger Durchführung auch auf die Träger derselben erstrecken muß. Ist ein Theilhaber der vollziehenden Gewalt — also ein Beamter — zugleich Mitglied der Volksvertretung, welche die gesetzgebende Gewalt ausübt — so kann es geschehen, daß der Gesetzgeber, um sich die Vollziehung möglichst zu erleichtern, nicht nach bestem Wissen und Gewissen stimmt — daß er sich von rein persönlichen Rücksichten leiten läßt, von Rücksichten, die im Widerstreite der Einzelinteressen mit jenen des allgemeinen Wohles sich unterordnen müssen, soll anders der Zweck des Staates erreicht werden. Die Trennung der Gewalten verlangt den Ausschluß der Staatsbeamten von der Volksvertretung.

Die Zukunft Mexiko's.

Was wird nach dem Abzug der Franzosen und dem nunmehr unvermeidlichen Sturze des Kaiserreichs in Mexiko geschehen? Das Land, sagen Manche, wird in seinen früheren Zustand verfallen. Dies ist jedoch, wie der Londoner Berichterstatter der „N. Fr. Presse“ ausführt, nicht die Meinung gewiegter Staatsmänner in Nordamerika. Zwei große politische Umwandlungen, erwidern sie auf jene Befürchtungen, haben in den letzten Jahren stattgefunden, und ihre Wirkung auf die Zukunft der mexikanischen Republik wird eine heilhame sein.

Einmal ist in den Vereinigten Staaten die Sklavenhaltermacht gestürzt und dadurch jene Freibeuter-Politik zunichte gemacht worden, die sich beständig mit dem Plane trug, Mexiko als ein Sklaven-Territorium zu erwerben. Eine bedeutende Ursache der inneren Zerüttung ist dadurch gehoben. Nicht länger wird Mexiko mehr von dieser Seite her bedroht sein, in Frieden und Sicherheit wird es namentlich in seinen Nordstaaten die großen mineralischen Schätze verwertbar machen können, die dort noch liegen.

Sodann hat im Innern Mexikos selbst eine wichtige Umwandlung stattgefunden. Mit den Gütern der „todten Hand“ ist der Priesterthum der Hebel genommen, mittelst dessen sie stets Parteinagen anregen, Partisanen zum Sturz der jeweiligen Regierung belohnen und sonst Herrschaft ausüben konnte. In Zukunft wird daher die Reibung zwischen der liberalen und der reaktionären Partei nicht mehr so heftig sein: die Geistlichkeit ist von jetzt an mehr auf den guten Willen der Bevölkerung angewiesen.

Ueberdies steht zu hoffen, daß die Prüfungen, welche über das Land ergangen sind, dazu gedient haben werden, dasselbe von manchen Schlacken zu reinigen. Der Krieg gegen die fremde Invasion ist den Mexikanern eine Schule der Vaterlandsliebe gewesen. Schon der Umstand, daß der Präsident Suarez diese ganze lange Zeit hindurch für seine von dem Gegner unablässig für verloren erklärte Sache freiwillige Kämpfer hat finden können, beweist viel in dieser Richtung. Die aufgedrungene Regierung erklärte die Patrioten für „Räuber“ und „Mordbrenner“ und behandelte sie danach, d. h. ließ sie über die Klinge springen und nahm den gefangenen Chefs standrechtlich das Leben; nichtsdessenweniger ist die Insurrektion der Unabhängigkeits-Kämpfer immer wieder frisch aufgetaucht. Man darf hoffen, daß ein Volk, das sich so beharrlich gegen den Fremden gewehrt hat, nach wiedererlangter Unabhängigkeit sich nicht in blutigen inneren Kämpfen zerfleischen wird.

Die Anhänger des Generals Ortega haben allerdings den Präsidenten Suarez seit Ablauf seiner Regierungszeit nicht weiter anerkennen wollen. Allein die in Washington und Newyork anwesenden Freunde des Generals erklären sich, wie die amerikanische Evening Post mittheilt, bereit, keine revolutionäre Bewegung zu Gunsten Ortegas unternemen zu wollen, wenn man ihnen die Sicherheit biete, daß eine Neuwahl für die Präsidentschaft nach Herbeiführung der Republik in verfassungsmäßiger Weise erfolge. Dagegen hat aber sicherlich Suarez nichts einzuwenden, der, obwohl Indianer von Geburt, manches europäische Staatsoberhaupt durch seine Redlichkeit beschämt hat.

Marburger Berichte.

(Schaubühne.) Bauernfelds geistreiches Lustspiel: „Das Tagebuch“ wurde am 27. d. M. vor gutbesetztem Hause mit Beifall aufgeführt. Fräulein Nord (Lucia) legte zu viel Nachdruck auf die Darstellung der Enfant. — Die Aufführung des ersten Aktes der Oper: „Die

